

*dem Herrn
Georg Hübner
des Verfassers*

SONDERABDRUCK

AUS DER

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE

ZU BERLIN

1913.

AM
080.99113
A489

BIBLIOTECA ARTHUR REIS
MANAUS - AMAZONAS





Abbild. 51. Der Roroíma.
Im Vordergrund eine Hütte von Taulipáng-Indianern.



Abbild. 52. Miritisal, Palmenhain
(*Mauritia flexuosa*) in den Savannen nördlich vom Rio





Abbild. 53. Fall von Purumamé im Uraricuéra.



Abbild. 54. Schwierige Passage im Rio Uraricuéra.



Meine Reise durch Nord-Brasilien zum Orinoco 1911—1913.

Von Prof. Dr. Th. Koch-Grünberg, Freiburg i. B.

Meine letzte Reise nahm wieder ihren Ausgang von Manáos, der Zentrale für den Kautschukhandel des inneren Amazonas-Gebietes. Dieser merkwürdigen Abenteurerstadt mit großstädtischem Anstrich mitten im Urwalde merkte man die Kautschukkrise äußerlich nicht an. Das Leben war womöglich noch leichtsinniger und luxuriöser als vor 10 Jahren.

Die Verbindung mit dem Rio Branco, dem größten linken Nebenflusse des Rio Negro, wohin ich mich zunächst wenden wollte, vermitteln kleine Flußdampfboote, sog. Lanchas. Sie gehören reichen Privatpersonen oder Handelshäusern in Manáos und gehen mit der größten Unregelmäßigkeit. Am 17. Juni 1911 konnte ich endlich mit der Lancha „Macuchy“ abreisen; ein gutes Omen, denn diesen Namen führt der größte Indianerstamm des südlichen Guayana.

Diese Dampfboote sind zu klein, um Passagiere zu nehmen. Dazu dienen 1, bisweilen 2 Batelões, große Lastkähne, die zur Seite des Dampfers mit starken Tauen angekoppelt und bisweilen auch zur Aufnahme von Steinkohlen bestimmt sind. Gewöhnlich wird mit Brennholz geheizt, das die Ansiedler zum Verbrauch fertig an den Ufern aufstapeln. Auf diesen Lastkähnen werden dann die Ochsen, jährlich einige 1000 Stück, von den großen Savannen des Rio Branco nach Manáos transportiert. Bei der Aufwärtsfahrt sind diese Lastkähne meist von Menschen überfüllt, so daß man kaum einen Platz zur Ruhe findet, doch ist die Verpflegung den Verhältnissen entsprechend gut und die Fahrt frisch und abwechslungsreich, da sie freien Ausblick nach allen Seiten gewähren und an jeder kleinen Ansiedlung anlegen. Bei der Abwärtsfahrt ist das Bild ein ganz anderes. Jetzt spielen die Ochsen die erste Rolle. Der ganze Kahn ist voll von ihnen. Etwaige Passagiere sind nur geduldete Gäste und überall im Weg. Während der 2 bis 3 Tage dauernden Rückfahrt bis Manáos fressen die Tiere

nichts, da sie dicht nebeneinander stehen und sich nicht legen können; kein Wunder, wenn viele in einem bedauernswerten Zustande dort ankommen.

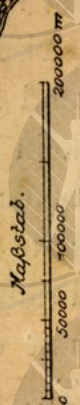
Kurz bevor man den Rio Branco erreicht, dessen weißes Wasser lange vorher neben dem violett-braunen des Hauptstromes sichtbar ist, passiert man die Mündung des Rio Yauaperý, des Schlupfwinkels der „Indios bravos“, zahlreicher Wildstämme, die seit über 50 Jahren den Schrecken der zivilisierten Indianer und Mischlinge des unteren Rio Negro bilden, bei vernünftigem Vorgehen aber einer intensiven Forschung längst zugänglich gewesen wären. Denn die Schuld zu diesem fortgesetzten Rachekrieg liegt zweifellos auf seiten der Zivilisierten. Greuelthaten, wie sie noch im Jahre 1905 durch eine Strafexpedition von Manáos an diesen Indianern verübt wurden, sind jetzt Gott sei Dank unmöglich geworden, da die brasilianische Regierung seit 1910 über das ganze Land einen großzügigen Indianerschutzdienst eingerichtet hat, dessen Chef der ausgezeichnete und moralisch hochstehende Oberst Candido Mariano Rondon, selbst ein reinblütiger Indianer, ist. Hoffentlich bietet diese aus modernstem Geist geborene Schöpfung bald die Gelegenheit, auch das riesige, noch unbekanntes Gebiet östlich vom Rio Branco bis nach Manáos hin gründlich zu erforschen. Für die Geographie, wie für die Ethnographie wird sich daraus viel Interessantes ergeben.

Der Rio Branco steht auf beiden Seiten mit zahlreichen Seen in Verbindung und empfängt an bedeutenden Zuflüssen von links den Anauá, von rechts den Caratarimani und den Mocajahý, deren Lauf noch völlig unbekannt ist. Der Anauá soll in der Nähe des Quellgebietes des Essequibo entspringen. Die beiden anderen kommen weit aus Westen, vielleicht von der langgestreckten, großen Paríma-Kette, auf der der Uraricuéra und Orinoco ihren Ursprung haben, oder von einem weiter östlich vorgelagerten Gebirge. Der Mocajahý scheint im wesentlichen dem Uraricuéra, dem Hauptstrom des Rio Branco, parallel zu fließen und kommt diesem öfters sehr nahe. Während auf dem linken Ufer des Rio Branco schon vom Anauá an einzelne größere Savannenkomplexe beginnen, reicht das tropische Waldgebiet auf dem rechten Ufer etwa $1\frac{1}{2}$ Breitengrade weiter nördlich bis zum Mocajahý. Darüber hinaus erstrecken sich die gewaltigen Savannen, die „Campos Geraes“, wie der Brasilianer sagt, im Norden bis zum Roroíma, im Osten bis zum Essequibo und weiter, von Wäldern unterbrochen, bis zur Grenze von Französisch-Guayána. Am unteren und mittleren Rio Branco und seinen Nebenflüssen wird etwas Kautschuk ausgebeutet, doch fehlen die Hilfskräfte, zumal der Fluß nur sehr spärlich besiedelt ist. Früher zog man zu diesem Dienst zwangsweise Indianer aus den Savannen heran, die dann, an das ungesunde

Abbild. 55.



Koch-Grünberg's Reisewege
 Nordbrasilien und Venezuela
 1911-1913.
 Vorläufige Kartenskizze.



Leben in den feuchten Wäldern nicht gewöhnt, massenhaft dahinstarben. Unter dem jetzigen humanen Regime ist dies unmöglich.

Der schroffe Gegensatz zwischen Savanne und Waldgebiet ist der Grund, daß am Rio Branco ganz andere Jahreszeiten herrschen als an dem von unendlichen feuchten Wäldern eingeschlossenen Rio Negro. Während der Rio Negro keine ausgesprochene Trockenzeit hat, sondern das ganze Jahr hindurch einen beständigen Wechsel von Regen und Sonnenschein, hat der Rio Branco eine scharfe Scheidung zwischen Sommer und Winter. Am Rio Branco dauert der gewöhnliche Sommer vom September bis März. Während dieser Zeit fällt in den Savannen fast kein Tropfen Regen. Der Fluß trocknet sehr stark aus. Die Schifffahrt ist vom Oktober an vollkommen unterbrochen. Indessen tritt im November ein kurzes Anschwellen des Flusses ein, das der Brasilianer *repiquete* nennt, und das man in der dortigen Gegend mit dem indianischen Namen *boiasú* (große Schlange) bezeichnet. In außergewöhnlich trockenen Jahren, die etwa alle 10 Jahre wiederkehren, bleibt diese Repiquete aus, und der Verkehr mit der Außenwelt ist bis in den April, ja bis in den Mai hinein lahm gelegt. Während meiner Reise herrschte in diesen Savannen ein ganz außergewöhnlich trockener und lang anhaltender Sommer. Vom September 1911 bis Juni 1912 fiel kein bemerkenswerter Regen. Die Savannen waren ausgebrannt, der Erdboden von breiten und tiefen Rissen durchfurcht. Das Vieh starb massenhaft dahin. Dazu entstanden ausgedehnte Waldbrände. Ganze Gebirge brannten kahl. Wochenlang war die Atmosphäre mit Rauch erfüllt wie mit einem dichten Nebel. Blutrot, trüb ging die Sonne auf und unter. Tagsüber herrschte eine beständige Dämmerung. Die Monate Februar bis Juni standen unter dem Zeichen großer Hungersnot. Die Pflanzungen waren verbrannt oder gaben keinen Ertrag, und unter den Indianern, die in Ermangelung ihrer gewohnten Maniokspeisen zu Palmfrüchten, Kräutern und Wurzeln greifen mußten, brachen Krankheiten aus, und es entstand ein großes Sterben.

Die „Macuchý“ brachte uns bei dem niedrigen Wasserstande nur bis *C a r a c a r a h ý*, einigen elenden Hütten am Fuß der großen Stromschnellen. Diese Stromschnellen, „*as cachoeiras*“, bilden das Hauptthema der Unterhaltung am Rio Branco, da sie ein gewaltiges Hindernis für den Verkehr darstellen, obwohl ihr senkrechter Fall nur etwa 18 m beträgt, die sich auf 24 km verteilen. Sie werden durch drei niedrige Hügelketten hervorgerufen, die sich in ziemlicher Entfernung vom Fluß auf beiden Ufern erheben. Bei Hochwasser passiert man das Schnellengebiet in etwa 6 Stunden durch einen langen und vielfach gewundenen Kanal auf dem östlichen Ufer, den „*Furo do Cujubim*“, der voller Felsen ist und eine reißende Strömung hat, im Sommer aber fast trocken liegt, so daß er dann

nur mit kleinen Booten befahren werden kann. Außerdem ist auf dem westlichen Ufer ein Weg angelegt, der die Stromschnellen — für einen Reiter in 5 Stunden — umgeht, die sog. „Estrada de Caracarahy“, die aber einen großen Teil des Jahres unter Wasser steht. Auch sonst bietet diese Estrada kaum einen Nutzen, höchstens für kleinere Warentransporte, während sie für größere Transporte viel zu kostspielig, beschwerlich und zeitraubend ist, zumal das Vieh mehrmals aus- und eingeladen werden muß. Deshalb wird dieser Weg auch nur selten benutzt.

Eine ganze Woche mußte ich mit meinem großen Gepäck an diesem elenden Platz liegen, der, wie der ganze untere Rio Branco, wegen seiner gefährlichen Fieber berüchtigt ist und Tag und Nacht von Stechmücken wimmelt. Endlich holte das kleine Dampfboot „Bruxa“ mich und meine zahlreichen braunen und schwarzen Leidensgefährten ab und brachte mich in glatter Fahrt durch die Stromschnellen und bis nach São Marcos. Die Flußdampfer, die den Verkehr oberhalb der Stromschnellen und mit den Dampfern, die von Manáos kommen, vermitteln, sind noch kleiner und primitiver als diese. Oberhalb der Stromschnellen wird die Gegend reizvoller. Schön geformte Höhenzüge, unter ihnen die „Serra Grande“ oder *Carumá*, das Wahrzeichen des oberen Rio Branco, von deren schroffen Abhängen Wasser in einzelnen Fällen herabstürzt, treten nahe an den Fluß heran, ein Zeichen, daß man sich der gewaltigen Gebirgsregion Guayanas nähert. Einen kurzen Halt gab es noch in *Boa Vista*, dem Hauptort des ganzen Rio Branco-Gebietes und Sitz der Behörden, einer Reihe heller, freundlicher Häuschen auf dem hohen, felsigen rechten Ufer. Am 1. Juli kam ich in São Marcos an, das ich vorläufig als Stützpunkt für meine weiteren Unternehmungen wählte.

São Marcos liegt mit herrlichem Fernblick flußabwärts auf dem hohen linken Ufer des *Uraricuéra*, gleich oberhalb seines Zusammenflusses mit dem *Tacutú*, von wo er den Namen Rio Branco führt. Der kleine Platz, der damals nur aus einem baufälligen Wohnhaus, einer kleinen Kapelle und einigen Wirtschaftsräumen bestand, ist der Zentralpunkt der „Fazendas Nacionaes“, großer Viehdomänen der brasilianischen Bundesregierung. Es sind eigentlich drei Domänen, *São Bento* im Westen, *São José* im Osten und *São Marcos* im Norden, mit einem Gesamtflächenraum von etwa 35 000 Quadratkilometern. Von diesen ist aber nur noch die letztere mit einem Flächeninhalt von etwa 8000 Quadratkilometern im Betrieb. Die Rinderhirten, *Vaqueiros*, sind meistens reinblütige Indianer aus den umwohnenden Stämmen *Makuschí* und *Wapischána*, und es ist erstaunlich, wie rasch diese Leute, wenn sie aus dem Innern kommen, mit Pferd und Lasso umzugehen lernen. Auf diesen riesigen Staatsgütern haben sich nun in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Privatleute angesiedelt, Vieh-

züchter, die das Land ohne Berechtigung in Besitz nahmen und das wilde Vieh, das sie darauf fanden, mit ihren Zeichen brannten. So befinden sich auf der Domäne São Marcos nach der Angabe des Administrators 18—20 000 Stück Rindvieh, von denen aber nur 5000 notorisch dem Staat gehören, während die übrigen mit der Marke eines Großgrundbesitzers gezeichnet sind. Der brasilianische Staat könnte gesetzlich jeden Tag alle diese stolzen Fazendeiros exmittieren, wenn er in diesen entlegenen Gebieten die Macht dazu hätte und nicht befürchten müßte, eine Revolution heraufzubeschwören.

Am Zusammenfluß des Uraricuéra und Tacutú auf dem linken Ufer liegen die Ruinen des Forts São Joaquim, das im Jahre 1775 von den Portugiesen zum Schutze gegen die spanischen Einfälle von Westen her angelegt wurde. Jetzt findet sich auf dem linken Ufer des Tacutú, kurz oberhalb seiner Mündung, ein brasilianischer Militärposten von einigen 20 Mann unter einem Leutnant.

Über die hydrographischen Verhältnisse dieses Gebietes möchte ich kurz folgendes erwähnen. Der Tacutú ist in seinem mittleren und oberen Lauf der Grenzfluß gegen Britisch-Guayana. Auf seinen beiden Ufern erstrecken sich Savannen, die nur stellenweise durch schmalen Galeriewald mit Buschvegetation, von einzelnen hohen Bäumen überragt, unterbrochen sind. Zwei Tagereisen oberhalb seiner Mündung empfängt er von rechts einen 265 m breiten Zufluß, der auf den Karten Surumú oder auch Zurumá genannt wird. Er bildet sich $2\frac{1}{2}$ Tagereisen aufwärts aus zwei Flüssen, dem aus Norden vom Ostabhange des Roroíma-Gebirges kommenden Cotingo, Cotinga oder Cutinho und dem Surumú, der im wesentlichen aus WNW strömt. Die Indianer nennen den Fluß bis zu seiner Einmündung in den Tacutú *Kutíng* und bezeichnen den *Surúng*, wie sie sagen, als seinen Nebenfluß. In der Tat scheint mir diese letztere Ansicht die richtigere zu sein, zumal der Cotingo mehr Wasser führt als der Surumú. Das Wasser hat bei beiden Flüssen die gleiche weißlich-grünliche Färbung. Der Tacutú ist vor der Mündung des Cotingo-Surumú nur wenige Meter breiter als dieser. Nach der Vereinigung beträgt seine Breite etwa 345 m. Der Lauf der beiden Flüsse Cotingo und Surumú ist größtenteils von Gebirgen eingeschlossen. Da sie vom Hochland von Guayana abfließen und dabei einen verhältnismäßig kurzen Lauf haben, so bilden sie zahlreiche Stromschnellen und Fälle, die der Schifffahrt, auch im Kanú, große Schwierigkeiten bereiten, sie zum Teil unmöglich machen. Da aber diese Flüsse nur durch Savannen fließen, so geht man, wenn man die genügende Anzahl Träger bekommen kann, besser über Land und erreicht auf diese Weise auch bedeutend rascher sein Ziel.

Der Cotingo-Surumú strömt stellenweise, besonders an der Mündung

des einzigen größeren rechten Zuflusses *Maruaí*, an Ufern aus rot-weißem, fettigem Ton vorüber, die 6—8 m hoch ansteigen. Die hohen Felsen, zwischen denen er an anderen Stellen in brausenden Kaskaden seinen Weg sucht, bestehen aus Granit oder Glimmerschiefer, der mit Quarz stark durchsetzt ist. Dazwischen findet sich zahlreiches Geröll aus rotem Jaspis. Das Tierleben ist sehr spärlich und beschränkt sich auf einige Wasservögel, besonders weiße und silbergraue Reiher, deren Fleisch aber, wie an allen Flüssen mit weißem Wasser, tranhaltig und daher wenig genießbar ist. Anders ist es mit den großen grünen Leguanen, die auf den Uferzweigen ein beschauliches Dasein führen und gewöhnlich nur dem scharfen Jägerauge des Indianers sichtbar werden. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft und zartem Hühnerfleisch nicht unähnlich.

Die Besiedelung ist gering, einige Viehwirtschaften und Hütten zahmer Indianer, die in deren Dienst stehen. Im Osten dagegen und am oberen *Cotingo* finden sich zahlreiche Dörfer freier Indianer. In den letzten Jahrzehnten sind viele Indianer, um den Bedrückungen durch die Viehzüchter zu entgehen, nach Britisch-Guayana ausgewandert.

Vom Juli bis November 1911 durchzog ich in verschiedenen Richtungen die Gegenden nördlich vom unteren *Uraricuéra* und kam dabei bis zu dem gewaltigen Sandsteingebirge *Roroíma* auf der Grenze zwischen Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayána. Den südlichen Teil dieses weiten Gebietes bilden flache *Savannen*, die mit ganz vereinzelt krüppelhaften Bäumen bestanden sind. Nur fern im Osten und Westen erblickt man blaue Höhenzüge, Gebirge des *Tacutú* und *Uraricuéra*. Diese Savannen Guayanas sind zum größten Teil keine zusammenhängenden Grasflächen in unserem Sinne, sondern einzelne harte Grasbüschel ragen in einigem Abstände voneinander aus dem sandigen Boden empor und erschweren den Marsch außerordentlich. Die trostlose Einförmigkeit wird stellenweise durch unzählige hohe, spitz zulaufende Termitenhaufen unterbrochen, an denen der große Ameisenbär, dieser merkwürdige Wanderer der Tropensteppe, in den Morgen- und Abendstunden seine reichliche Nahrung findet. Das von der flimmernden Luft gequälte Auge ruht aus auf dem dunklen Grün prächtiger Fächerpalmen (*Mauritia flexuosa*), die die kleinen Wasserläufe stets begleiten (vgl. Abb. 52). In der Regenzeit sind diese Savannen weithin überschwemmt und fast unpassierbar, ein Brutherd zahlloser Stechmücken jeder Art und Größe. Vieh und Wild suchen dann einträchtig Zuflucht auf den wellenförmigen Erhebungen, die die Flut nicht erreicht. Auch in der Trockenzeit bleiben an einzelnen tiefer gelegenen Stellen lagunenartige Wasseransammlungen zurück, an denen die Tiere von weit her zusammenkommen. Daneben ziehen natürliche Salzlecken die Tiere an, d. h. Plätze mit salzhaltiger Erde, die durch den

gänzlichen Mangel an Vegetation kenntlich sind. Die Indianer gewinnen daraus ihr Salz, indem sie diese Erde mit Wasser durch ein dichtes Sieb geben und das Wasser dann verdampfen lassen.

Die ersten Höhenzüge finden sich eine Tagereise südlich vom Surumú, der dieses Gebiet in südöstlicher Richtung schneidet. Sie bilden den Übergang zum Hochland von Guayana, einer herrlichen Gebirgsgegend, die großartige Naturreize bietet, dem Gebiet des freien Indianers. In einem großen Indianerdorf an der *Serra do Mel*, einem mittelhohen Gebirgszug auf dem rechten Ufer des Surumú, brachte ich mehrere Wochen zu, auf das freundlichste aufgenommen und gepflegt von den lebenswürdigen Bewohnern. Bei zwei Tanzfesten, die der Häuptling zu Ehren seiner Gäste veranstaltete, waren jedesmal mindestens 1000 Indianer aus verschiedenen Stämmen versammelt, und es herrschte ein feuchtfröhliches und, was besonders im Gegensatz zu ähnlichen Veranstaltungen in zivilisierten Ländern hervorgehoben zu werden verdient, harmloses Treiben.

Am 18. September 1911 trat ich dann mit meinem treuen Gefährten Hermann Schmidt aus Wittstock a. D. und einer langen Reihe Träger und Trägerinnen den Marsch zum Roroíma an. Gleich beim Eintritt in das Tal des Surumú fesselt den Blick das mächtige *Meirará*-Gebirge auf dem linken Ufer, das sich mindestens 1000 m über seine Umgebung erhebt. An seinem Westabhang entlang fließt der *Miáng*¹⁾, ein größerer linker Nebenfluß des Surumú, in den er kurz unterhalb mündet. Der Weg zum Roroíma, ein schmaler Indianerpfad, wie sie zu unzähligen nach allen Richtungen hin die Savannen durchkreuzen, geht in nördlicher bis nordwestlicher Richtung über Berg und Tal, allmählich aufwärts steigend, am rechten Ufer des *Miáng* entlang, der in hohen Kaskaden zwischen riesigen Felsen aus dem Gebirge herabkommt. Man überschreitet dann seinen rechten Zufluß *Zama* und bald darauf das *Aruayáng*-Gebirge, eine lange, wie die meisten dortigen Gebirgszüge, von Osten nach Westen verlaufende Kette, die sich an der Stelle des Übergangs 575 m über das Tal des Surumú erhebt, und deren östliches Ende die hohe, steile, weithin sichtbare Kuppe *Sabáng* bildet. Der Weg wendet sich von hier aus für kurze Zeit nach Westen, hinab in das breite, mit üppiger Vegetation bekleidete Tal des *Miáng*, der, nur noch ein schmaler Gebirgsbach, auf einem Baumstamm überschritten wird. Dann geht es steil aufwärts über einen um 175 m höheren Paß der dem *Aruayáng* parallel ziehenden, langgestreckten, stellenweise mit niederem Wald bedeckten Sandsteinkette *Yaró*, die wohl mit dem *Humirída*-Gebirge der Karten identisch ist. Ihr tafelförmig abgeflachter Kamm schließt fast horizontal ab. Sie bildet die Wasserscheide zwischen Surumú und Caróni und damit zwischen Ama-

¹⁾ In portugiesischer Schreibweise = *Miam*.

zonas und Orinoco. Eine weite Fernsicht über das herrliche Gebirgs-panorama im Osten, Süden und Westen lohnt reichlich den beschwerlichen Anstieg. Die Aussicht nach Norden und Nordosten bleibt vorläufig verdeckt durch die höheren Erhebungen dieser Kette, die zugleich die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela und einen Teil der sogenannten *Serra Pacaraima* der Karten darstellt. Sie bildet eine scharfe Grenze im Gestein. Während südlich davon Granit vorherrscht, begegnen wir nun fast ausschließlich rötlich-gelbem Sandstein mit Quarz untermischt, in dem sich häufig hübsche wasserklare oder farbige Kristalle finden. Hier und da liegen abgerundete Blöcke Jaspis von verschiedener Färbung, rot, grün, blau-violett und bunt marmoriert, oft in phantastischen Formen. Makunaíma, der perfide Stammesheros der Indianer, hat hier Menschen und Tiere in Stein verwandelt.

Da meine Stiefel längst den Weg alles Irdischen gegangen waren, benutzte ich, um meine Füße vor dem scharfen Quarzgeröll zu schützen, die Sandalen der Indianer, die diese in kürzester Zeit aus den unteren, breiten Blattstielenden der *Mauritia*-Palme herstellen. Die Schnüre, die zur Befestigung der Sandale am Fuß dienen, sind aus den Fasern derselben Palme gedreht. Diese primitive Fußbekleidung ist leicht, elastisch und äußerst zweckentsprechend. Ich trug sie auf allen diesen Märschen durch die Savannen. Auch bei der Besteigung des Roroíma leisteten sie mir gute Dienste.

Trotz ihrer schweren Lasten waren meine Träger stets lustig und guter Dinge, wie überhaupt der die freie, frische Gebirgssavanne bewohnende Indianer mehr zu harmloser Fröhlichkeit neigt, als der im dumpfen Schatten des Urwalds hausende, der oft tagelang die Sonne nicht sieht. Nicht wenig trug zu unserer Fröhlichkeit unser ausgezeichnete Impresario bei, der lange Häuptling *Pitá* aus dem Dorf an der Serra do Mel, der durch sein ruhiges, besonnenes und dabei energisches Wesen einen weitgehenden Einfluß unter den dortigen Indianern hat. Schon Wochen vorher hatte er die Bewohner aller Ansiedlungen bis zum Roroíma durch Boten von unserem Kommen benachrichtigen lassen. Lange bevor wir uns einem Dorfe näherten, traten uns schön geschmückte und bemalte braune Mädchen entgegen und kredenzt uns den aus Mais, Maniok oder süßen Kartoffeln hergestellten Labetrunk *Kaschirí*, der uns trotz seiner etwas zweifelhaften Zubereitung — dem Stoff wird der rascheren Gärung halber gekaute Masse zugesetzt — bei der enormen Hitze vortrefflich mundete.

Auf dem ganzen Weg zündeten wir das dürre Gras an. Bei dem frischen Wind verbreitete sich das Feuer mit rasender Geschwindigkeit, und nachts hatten wir oft die herrlichste Illumination, wenn die Feuer-schlangen die Abhänge hinankrochen und bald die Gebirge weit und breit

in düster leuchtendem Flammenmeer standen. Oft sah ich, wie sich aus diesen Savannenbränden *R a u c h h o s e n* entwickelten, die eine Strecke mit großer Schnelligkeit dahinzogen und sich dann auflösten. Die Indianer unterscheiden zwei Arten, eine harmlose *kūranaú* und eine gefährliche *wakalámbö*, vor der sich die Leute platt auf den Boden werfen oder an Bäumen festhalten müssen, um nicht mitgerissen zu werden. *Wakalámbö* spielt in ihren Mythen eine Rolle. Auch einer ihrer Stammesheroen führt diesen Namen.

Die Gebrüder *S c h o m b u r g k*, die ersten Weißen, die vor mehr als 70 Jahren in diese Gegend kamen, sind bei den Indianern noch nicht vergessen. In der Legende sind die beiden Brüder, die *a u c h* große Sympathie für diese braunen Leute hatten, in *e i n e* Person verschmolzen. Es ergriff mich, als sie mir immer wieder von „*Samburukú*“ erzählten. Alle möglichen Einzelheiten wußten sie noch, die ich dann durch das prächtige Reisewerk von Richard Schomburgk bestätigt fand. Hier hatte „*Samburukú*“ gelagert, dort hatte er längere Zeit gewohnt. An dieser Stelle hatte er eine Indianerin durch den Biß einer Klapperschlange verloren. Als ich den großartigen Fall des *R u é* photographierte, wo dieser Zufluß des *Caróni* über eine senkrechte Jaspiswand von 35 m Höhe herabstürzt, um dann in zahllosen Kaskaden in der üppigen Vegetation seines engen Tales zu verschwinden, sagten die Indianer zu mir: „Von diesem Fall hat auch *Samburukú* ein Bild gemacht!“ In der Tat findet sich eine charakteristische Zeichnung dieses Kataraktes in dem Reisewerk Richard Schomburgks. Und da gibt es noch Leute, die behaupten, die Naturvölker hätten keine Tradition! —

Überwältigend ist der Anblick des *Roroíma*, den man von der Höhe der Wasserscheide zum erstenmal genießt (vgl. Abb. 50). Riesigen Felsenburgen ähnlich erheben sich zwei Felskolosse, durch einen tief eingeschnittenen Gebirgssattel voneinander getrennt, etwa 1500 m hoch über das umgebende Tafelland. Der westliche Felsen wird von den Indianern *K u k e n á n g*¹⁾ genannt, der östliche ist der eigentliche *Roroíma*. Beide sind äußerlich fast gleich an Gestalt, zwei Sandsteinwälle mit abgeflachtem Gipfel und am oberen Teil senkrecht abfallenden Wänden. Weiter im Nordwesten türmen sich der mächtige *Iualekálima* und andere ähnlich geformte Tafelberge empor, die sämtlich zur *Roroíma*-Gruppe gehören. Vom Felsen *Kukenáng* stürzt der gleichnamige Fluß, der Hauptquellfluß des *Caróni*, in einem einzigen gewaltigen Sprung wohl 4—500 m herab.

Die letzten drei Tage der Reise — wir brauchten im ganzen vom *Surumú* bis *Roroíma* acht Tage — führten uns in seinem vielfach gewun-

¹⁾ In portugiesischer Schreibweise = *Cuquenam*.

denen Tal nordwärts den rötlich strahlenden Zwillingsfelsen des Roroíma-Gebirges entgegen. Mehrmals mußten wir den Kukenáng, der mit starkem Gefälle zahlreiche Stromschnellen und Katarakte bildet, durchschreiten. Der bemerkenswerteste Katarakt, nur wenige Kilometer vom Fall des Rué entfernt, ist der Moromelú, der „Fischfall“, weil hier nach der Sage der Indianer die Fische zur Zeit des Hochwassers zusammenkommen, um ihre Tanzfeste zu feiern. Etwa 25 m hoch stürzt der Fluß in eine tiefe Schlucht und braust dann in donnernden Kaskaden über eine lange Strecke zu Tal. Bewundernd steht man am Rande des Abgrundes und blickt schauernd in die Tiefe hinab und auf das großartige Bild, das der gewaltige Roroíma wirkungsvoll abschließt. So häufen sich hier auf verhältnismäßig engem Raum die Wunder der Natur. Nicht weit unterhalb dieses Falles mündet von links in den Kukenáng der kaum minder ansehnliche Arapapé, auf den Schomburgkschen Karten „Aruparú“ genannt, der auf dem Nordostabhänge des Roroíma-Felsens entspringt. Die neueste Stieler'sche Karte (Nr. 95) weist in dieser Gegend manche Unrichtigkeiten auf, verzeichnet z. B. den Kukenáng überhaupt nicht und gibt dafür den Arapapé als den Hauptquellfluß des Caróni an.

Vom 26. September bis 9. Oktober 1911 weilten wir am Roroíma. Unvergeßlich werden mir diese Tage bleiben! —

Der Roroíma bildet die Grenze der Savannen. Mit ihm beginnt das ununterbrochene dichte Waldgebiet, das sich nördlich und nordöstlich bis zum Meer, westlich bis zum oberen Orinoco erstreckt. Auch die klimatischen Verhältnisse sind sehr verschieden im feuchten Wald und in der trockenen Savanne. Es regnet in der Umgebung des Roroíma, auch in der Trockenzeit, fast täglich. Schon eine Tagereise weiter südlich herrscht eine ganz andere Zone. Mit Recht nennen die Indianer deshalb in ihren Gesängen den Roroíma die „ewig fruchtbare Mutter der Ströme“. Gewöhnlich erstrahlt nur frühmorgens kurz nach Sonnenaufgang der Fels in ungetrübter rosiger Schönheit. Mit der zunehmenden Erwärmung bilden sich an den senkrechten Wänden zunächst leichte Nebelstreifen, die mit der fortschreitenden Tageszeit immer dichter werden und bald das herrliche Naturgemälde wie mit einem neidischen Schleier vor den Blicken der Erdgeborenen verhüllen. Wenn die Sonne den Zenit überschritten hat, wird das Bild immer düsterer. Aus der tiefen Einsenkung zwischen den beiden Zwillingsfelsen brodelt es hin und her von drohenden Gewitterwolken, die sich immer mehr zusammenballen und sich gewöhnlich gegen 3 Uhr nachmittags in einem wilden Wirbelsturm und darauf folgendem heftigem Regenguß entladen. Mit donnerndem, weithin hörbarem Brausen stürzen dann die Gewässer in hunderte von Metern hohem Falle zerstäubend über die schroffen Abhänge der Roroíma-Felsen herab, vom Westfelsen

der Kukenáng und Masulíng, ein Quellfluß des Mazaruni, vom Ostfelsen der Kamaiuá, ein linker Nebenfluß des Kukenáng. Rasch schwellen die Flüsse an, um ebenso rasch wieder zu fallen.

Die Indianer sind geborene Geographen und Kartographen. Sie kennen jeden Berg, jeden Bach, jeden Stein ihres Gebietes, jeden Pfad, den sie einmal auf ihren oft wochen- und monatelangen Reisen beschritten haben, sie kennen jede Windung ihrer Flüsse und zählen sie an den Fingern auf, wenn man sie während der Fahrt nach einer bestimmten Entfernung fragt. Sie entwerfen plastische Kartenzeichnungen im Sand, wobei sie bemüht sind, die charakteristischen Formen der einzelnen Gebirge durch entsprechende Häufchen feuchten Sandes getreulich wiederzugeben. Von den Indianern des Roroíma erhielt ich zwei interessante Bleistiftzeichnungen, detaillierte Karten der Flußsysteme des Kukenáng und Eruaní, offenbar des Yuruaní der Karten, der mit jenem zusammen den Caróni bildet (vgl. Abb. 56).

Am 7. Oktober erstiegen wir den Gipfel des Roroíma-Felsens, der sich etwa 2600 m über dem Meeresspiegel erhebt. Man kommt dabei über ein wüstes Trümmerfeld aus riesigen Felsblöcken, die offenbar im Laufe der Zeit oder durch ein plötzliches Naturereignis von der Felswand losgerissen wurden. Auf schmalen Pfad geht es steil bergan, entlang einer schroffen Wand von mehreren hundert Metern Höhe, zur Linken die noch grausigere Tiefe, die aber üppige Vegetation gnädig verhüllt. Nur hier und da öffnet sich ein schmaler Ausblick auf das weite Tal des Kukenáng und den unbezwingbaren Nachbarkoloß. Je höher man kommt, desto eigenartiger wird die Vegetation. Die verzackten Äste der niedrigen Laubbäume sind mit dicken Moosen und langen hellgrünen bis weißlichen Flechten, mit zahlreichen anderen Parasiten, auch blühenden Orchideen, behangen. Dazwischen wuchern riesige Farne, deren breite Blätter bald direkt aus dem Boden schießen, bald sich von hohem, schwankem Stamm palmenartig ausbreiten. Alles trieft von Nässe. Der abgeflachte Gipfel ist bedeckt mit einer größtenteils einzig dastehenden Flora und mit Felsen in grotesken Formen, die bald wie riesige Pilze aufsteigen, bald den verwitterten Mauern einer Burgruine ähneln. Der Gipfel ist etwas vertieft und bildet, sich weit nach Norden erstreckend, ein gewaltiges Reservoir, das unzählige Wasseradern hinabsendet zu den drei großen Flußsystemen des Amazonas, Orinoco und Essequibo.

Es ist empfindlich kalt dort oben. Um 1 Uhr mittags hatten wir auf dem Gipfel nur 11,3° C. Auch 1300 m tiefer, im Dorf Roroíma, herrschten niedrige Temperaturen. Die mittleren Temperaturen waren hier während unseres Aufenthaltes um 6 Uhr morgens 16° C, um 2 Uhr nachmittags 26,7° C und um 9 Uhr abends 19,5° C. Besonders nach Mitternacht wurde

Abbild. 56.



Karte des Rio Cuquenam.
Bleistiftzeichnung eines Taulipáng-Indianers.

die Kälte so fühlbar, daß sie uns Europäern in den ersten Tagen den Schlaf raubte, wie viel mehr noch unseren nackten Begleitern, die zum größten Teil aus den heißen Savannen südlich vom Surumú stammten, wo die Nächte kaum etwas Abkühlung bringen. Die entsprechenden mittleren Temperaturen betragen im Tal des Surumú im September $24,6^{\circ}$, $34,0^{\circ}$ und $28,7^{\circ}$ C.

Am Roroíma wehten sehr regelmäßige Winde aus Norden, Osten und Süden, niemals aus Westen. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr setzte gewöhnlich ein scharfer Südostwind ein, der bis Sonnenuntergang, manchmal die ganze Nacht hindurch mit kurzen Unterbrechungen anhielt und gegen 1—2 Uhr nachts seine größte Stärke und niedrigste Temperatur erreichte. Bisweilen sprang dieser Wind gegen Mittag nach Süden um, worauf in der Regel kurze Windstille eintrat mit folgendem Nordwind und heftigem Regen. Auch von Osten her brausten mehrmals gegen Sonnenuntergang Stürme mit heftigem, langanhaltendem Regen. Nicht selten gingen um das Gebirge dichte Gewitterregen nieder, während wenige Kilometer südlich davon das schönste Wetter herrschte.

Am Fuße des Roroíma und auf den umliegenden Höhen erheben sich die runden, mit spitz zulaufendem Dach geschützten Wohnungen der Indianer, die gewöhnlich von mehreren Familien bewohnt sind (vgl. Abb. 51). Sie fügen sich harmonisch in den Charakter dieses großartigen Gebirgslandes und sind auch praktisch in der äußeren Form, da sie den Stürmen keine größere Fläche entgegenstellen. Diese Indianer, vom Karaimenstamme der Taulipáng, gehören zu den feinsten, liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind, und zeichnen sich durch körperliche Schönheit beider Geschlechter aus.

Fast jeden Tag kamen sie, reich geschmückt, in malerischem Zug, voran die Männer, dann Frauen und Kinder, aus den umliegenden Dörfern, um uns zu besuchen, mit uns zu rauchen und unsere Herrlichkeiten anzustauen. Dadurch, daß sie in einem Gebiet wohnen, das für den habgierigen Europäer, bis jetzt wenigstens, nichts Begehrenswertes hat, haben sie größtenteils ihren ursprünglichen Charakter rein bewahrt, und auch die gelegentlichen, sehr seltenen Besuche von Reisenden und englischen Orchideensammlern haben ihnen nichts geschadet. Mehrere Tanzfeste, die aus einfachen Rundtänzen bestehen, fanden uns zu Ehren statt, und der Kaschirí, der leicht alkoholische Festtrank, floß in Strömen. Die in düstere Wolken gehüllten Felskolosse bildeten den wirkungsvollsten Hintergrund. Sie sind stolz auf ihren Roroíma. Viele ihrer Gesänge beziehen sich auf ihn.

Die Verpflegung meiner großen Karawane machte Schwierigkeiten. Die Indianer des Roroíma sind fast reine Vegetarier. Nur selten wird ein größeres Wild, Hirsch oder Wildschwein, erlegt, und in diesen Gebirgs-

gewässern kommen nur sehr kleine und sehr wenige Fische vor. Die Indianer leben vorwiegend von Maniokspeisen, Mais, süßen Kartoffeln, Bananen und anderen Früchten. Meine Leute hatten Sehnsucht nach ihrem Surumú mit seinen großen, wohlschmeckenden Fischen und nach ihren wildreichen Savannen. So nahmen wir denn am 9. Oktober Abschied vom Roroíma und seinen sympathischen Anwohnern. Mit 40 kräftigen Trägern und Trägerinnen ging es wieder nach São Marcos.

Wir schlugen diesmal einen anderen, südwestlichen Weg ein, der uns über den Oberlauf des Z á m a , der Grenze des Sandsteins, zum oberen Surumú brachte. Wir kamen südlich des Zamá durch ein Stück Wald, das hier zipfelartig in die Savanne hineinragt. In der dortigen jungen, jetzt infolge der Ungunst der Verhältnisse leider wieder aufgegebenen Benediktiner-Mission¹⁾ hielten wir uns 8 Tage auf. Sie lag unmittelbar auf der Grenze zwischen Wald und Savanne. Bei der liebevollen Pflege des Paters Adalbert und der drei Brüder, lauter Landsleute, erholten wir uns rasch von den Strapazen und der Unterernährung. Der weitere Weg führte am Ufer des Surumú entlang, vorbei an der Serra U r a u c a í m a („Ucaraíma“ der Karten), die sich in einer Höhe von etwa 800 m an dem rechten Ufer hinzieht und hier den größten, 6—8 m hohen Fall des Surumú bildet. Man kommt auf dieser Strecke an zahlreichen Felsgruppen vorüber, die offenbar der T r a p p f o r m a t i o n angehören. Scharfkantig und schmal ragen diese dunklen Felsen oft 5—6 m hoch wie Menhirs empor. Zwischen ihnen wachsen verschiedenartige Kakteen und Agaven.

Zwei Tage brauchten wir südostwärts bis zu dem großen Indianerdorf an der Serra do Mel, fünf weitere Tage südwärts bis São Marcos.

Am 21. November 1911 verließ ich mit meinem Begleiter und acht Indianern verschiedener Stämme endgültig São Marcos und fuhr den R i o U r a r i c u é r a aufwärts, um, wenn irgend möglich, auf einem neuen Weg bis zum Orinoco durchzudringen.

Man nimmt allgemein an, daß der Uraricuéra und der Tacutú als zwei gleichberechtigte Quellflüsse den Rio Branco bilden. Dagegen spricht die Tatsache, daß der Uraricuéra eine weit größere Wassermenge und auch einen weit längeren Lauf hat als der Tacutú, und daß die Indianer den ganzen Fluß von seinem westlichsten Ursprung bis zu seiner Mündung in den Rio Negro P a r í m a oder P a r í m e („großes Wasser“) nennen.

Der Uraricuéra strömt in seinem Unterlauf durch Savannen und nimmt

¹⁾ Es wird jetzt beabsichtigt, die Mission weiter nach Süden zu verlegen, an das rechte Ufer des unteren Uraricuéra, wo die Transportschwierigkeiten nicht so groß sind. Auch die Geographie und Ethnographie werden daraus hoffentlich Nutzen ziehen, da das riesige Gebiet zwischen Uraricuéra und Rio Negro noch völlig unbekannt ist.

an größeren Zuflüssen von links, 2 Tagereisen oberhalb São Marcos, den Parimé und $1\frac{1}{2}$ Tagereisen weiter den Majorý auf. Der Name „Parimé“ für diesen kleinen Savannen-Fluß, der am Südabhange des Uraucaíma-Gebirges entspringen soll, ist wohl nur durch ein Mißverständnis in die alten portugiesischen Karten gekommen. Sein eigentlicher, indianischer Name ist Maruá. Bis zur Mündung des Maruá kommt der Uraricuéra aus Nordwesten. Von da an behält er bis in sein Quellgebiet im wesentlichen die westöstliche Richtung bei. Der Majorý kommt aus Westnordwest vom Südrande des niedrigen Rückens, der auf den Karten den Namen Pacaraíma oder Paracaíma führt, der Wasserscheide zwischen Amazonas und Orinoco. Sein Lauf, der zahlreiche Stromschnellen aufweist, ist noch nicht genauer aufgenommen. Er entspringt wahrscheinlich nicht weit von den Quellen des Parauá, des großen linken Nebenflusses des Caróni, dessen Stämme mit den Indianern des oberen Majorý in lebhaftem Verkehr stehen. Der Majorý gilt als die „Kornkammer“ des unteren Uraricuéra. Seine Ufer sind fruchtbar und zum Anbau von Maniok geeignet. Die verhältnismäßig zahlreichen Indianer, die dort wohnen, liefern für die Viehzüchter des Uraricuéra die Farinha, das Maniokmehl, dieses unentbehrlichste Nahrungsmittel des brasilianischen Haushaltes.

Auf beiden Ufern des unteren Uraricuéra, die stellenweise mit einem schmalen Waldgürtel bekleidet sind, finden sich zahlreiche kleinere Viehwirtschaften und vereinzelte Ansiedlungen, deren farbige Bewohner den Anbau von Maniok, Zuckerrohr, Bananen usw. nach indianischer Art betreiben. Mit der Einmündung des Majorý beginnen die ersten harmloseren Stromschnellen.

Zwei Tage weiter aufwärts, zwischen dem 61° und 62° westl. Länge, ist das östliche Ende der großen Fluß-Insel Maracá. Der nach Angabe der Indianer unpassierbare Südarml des Flusses trägt denselben Namen wie die Insel. Der Nordarm wird Santa Rosa genannt nach einem alten Missionsdorf, von dem man kaum noch Spuren sieht. Im 18. Jahrhundert hatten die Spanier weiter flußaufwärts am Nebenflusse Uraricapará eine kleine Festung, die den gleichen Namen führte.

Die Insel Maracá bildet die Grenze zwischen der Savanne und dem Waldgebiet, das sich nun ununterbrochen nach Westen hin ausdehnt. Sie bildet zugleich für die Ansiedler die Grenze der bekannten Welt. Über den weiteren Verlauf des Flusses erhielt ich von diesen die widersprechendsten Angaben. In einem Punkte aber waren sie fast alle einig, daß wir unser fernes Ziel, den Orinoco, nicht erreichen, daß wir umkehren oder den furchtbaren Katarakten oder den langen Pfeilen der wilden Indianer zum Opfer fallen würden. Man betrachtete uns mitleidig wie Leute, die mit offenen Augen in ihr Verderben rennen.

Der Nordarm, in den wir nun einlenkten, hatte kurz oberhalb seiner Mündung eine Breite von 120 m und bei der damaligen Trockenheit eine durchschnittliche Tiefe von 2,50 m. Der Südarkm ist ein wenig breiter, soll sich aber weiter aufwärts sehr verengern und in einzelne schmale, von Felsen versperrte Kanäle auflösen. Anwohner trafen wir nicht. Wir kamen an einigen Wüstungen früherer Dörfer der Karaiben-Stämme *Sapará*, *Wayumará* und *Purukotó* vorüber. Sie sind bis auf wenige Individuen, die meistens im Dienste der Ansiedler des unteren *Uraricuéra* stehen, Epidemien und den Angriffen der wilden Nachbarn unterlegen. In den Nordarm münden von links eine Anzahl Zuflüßchen, von denen der *Paparú* und *Iueremé* (*Yurumé* oder *Idumé* der Karten) zu den bedeutenderen gehören. Der *Paparú* und andere kommen von der *Serra Töpekíng*¹⁾, die sich, stellenweise mit Wald bekleidet, gleich einem riesigen Wall etwas landeinwärts von Westen nach Osten erstreckt. In der Form ähnelt sie dem Tafelberge *Roroíma*, so daß sie, in ihrem oberen Teil wenigstens, aus Sandstein bestehen mag. Ein riesiger Felskegel an ihrem Ostabhange hat die Gestalt eines indianischen Hauses.

Das *Töpekíng*-Gebirge, so erzählten mir meine Indianer, sei der Schlupfwinkel der *Pischaukó*, eines sagenhaften Stammes, der wohl gar nicht mehr existiert, Todfeinde aller anderen Stämme, die in alter Zeit viele von ihnen getötet hätten. Die *Pischaukó* töteten nicht offen, sondern heimlich des nachts, in Fellen von Jaguar und Hirsch verkleidet. Sie schreckten damit die Leute, die davon krank würden und wenige Tage darauf stürben. Sie stünden in Verbindung mit Stammesbrüdern, die in der *Serra Uraucaíma* und weit im Osten an einem hohen Gebirge des *Tacutú* wohnten. Fast alle Todesfälle unter den Nachbarstämmen werden ihnen zugeschrieben. Offenbar handelt es sich um einen in alter Zeit von diesen vernichteten Stamm, vielleicht die alten Herren des Landes, deren Gespenster — denn weiter ist es wohl nichts — von den Nachkommen der Sieger so gefürchtet werden. Wenn viele Leute beisammen seien, wagten sich die *Pischaukó* nicht heran. Nur den einzelnen erschrecken sie, — wie alle Gespenster.

Nicht weit von seinem oberen Ende empfängt der Nordarm von links den etwa 70 m breiten *Uraricapará*, der dasselbe Wasser hat wie der Hauptfluß. Bis hierher kamen die portugiesische Grenzkommission unter dem Gouverneur *Lobo de Almada* im Jahre 1787 und neuerdings die brasilisch-venezolanische Grenzkommission unter der Leitung des Oberstleutnants *Francisco Xavier Lopez de Araujo* im Jahre 1882. Der Respekt vor den furchtbaren Katarakten des oberen

1) In portugiesischer Schreibweise: *Tupequen*.

Uraricuéra und seinen wilden Indianern hielt sie vom weiteren Vordringen ab¹⁾. Die letzte Kommission befuhr dann den Uraricapará bis in sein Quellgebiet am Berg Pia-Shoahý im Marutaní-Gebirge, einer hohen Erhebung des Pacaraíma-Rückens, nicht weit von den Quellen des Parauá. Der Uraricapará hat im wesentlichen eine südöstliche Richtung und bildet zahlreiche Katarakte, darunter den 15 m hohen Fall von Amahuá. Auch der Nordarm von Maracá trägt den Charakter eines wilden Bergstromes und bildet eine fortgesetzte lange Kette von gewaltigen Katarakten und wilden Stromschnellen, die nur unter den größten Anstrengungen und Gefahren zu passieren waren, und zugleich ein unendliches Gewirr von Armen und Tausenden kleiner Inseln, zwischen denen wir öfters stecken blieben. Die Boote litten furchtbar. Mehrmals gingen sie unter, doch hatten wir keine ernstlichen Verluste zu beklagen, wenn auch fast alles zeitweise mehr oder weniger durchnäßt war. Instrumente und Apparate blieben intakt. Immer wieder mußten die Boote ganz ausgeladen und über die Felsen geschleift, die Last auf weiten Wegen über Land getragen werden. An manchen Tagen kamen wir trotz aller Anstrengungen kaum einen Kilometer weiter. Die Dörfer der Saporá und Wayumará, die Robert Schomburgk bei seiner Reise im Jahre 1838 noch weit flußaufwärts angetroffen hatte und zur Ergänzung seines Proviantes benutzen konnte, waren mit ihren Bewohnern verschwunden. Zwar war der Fluß äußerst fischreich, seine Ufer waren reich an Wild, das in diesen menschenleeren Einöden, wo nie der Knall der Büchse ertönt, uns zur leichten Beute wurde, aber es fehlten die Vegetabilien, besonders die Maniokspeisen, die der Indianer so schwer entbehrt. Unsere Vorräte an Maniokmehl, die wir in Anbetracht des sonstigen schweren Gepäcks hatten reduzieren müssen, waren bald aufgebraucht. Die Unzufriedenheit unter meinen Leuten infolge der großen Strapazen und der bei ausschließlicher Fleischkost unzureichenden Ernährung wuchs, je weiter sie sich von der Heimat entfernten. Dazu kam die Furcht vor den wilden Indianern, deren Spuren wir öfters am Ufer fanden. Da meine Begleiter verschiedenen Stämmen angehörten, so brachen bald Eifersüchteleien und Streitigkeiten unter ihnen aus, und ich mußte mehrmals meine ganze Energie auf-

¹⁾ Ein Mitglied der letzten Kommission, Dr. Dionisio Cerqueira, urteilt über die Erforschung der Gebiete des oberen Uraricuéra folgendermaßen: „... essas paragens remotas, misteriosas e desertas, ... desprovidas de recursos e dominadas pelas hordas bravias dos Maracañas, Kirishanas e tantas outras que as infestam, as solidões do Parima permanecerão inacessíveis ao homem civilizado e envoltas no mysterio em que até hoje tem existido. Nem pelo Uraricoera nem pelo Mucajahy, poder-se-ha por ora lá chegar. O imprudente que aventurar-se a penetrar com uma expedição regular em tão inhospitas solidões, ou pagará com a vida tanta temeridade ou voltará sem ter chegado ao seu destino.“

wenden, um sie von der Rückkehr zurückzuhalten. Auch oberhalb Maracá hörten die großen Katarakte und die Inseln nicht auf, und wir kamen nur äußerst langsam vorwärts.

Der größte und großartigste Fall des Uraricuéra ist der von Purumamé (Urumamý der brasilianischen Karten) (vgl. Abb. 53) nicht weit vom westlichen Ende der großen Insel Maracá im Nordarm, kurz oberhalb der Mündung des Uraricapará. Zwischen hohen Felsenufern von 150 m auf etwa 45 m zusammengedrängt, stürzt sich der Fluß über zwei Stufen 25—30 m hoch hinab. Die Boote müssen durch den Wald über eine steile Hügelkette von mehr als 100 m Höhe geschleift werden. Hier besuchte uns eine Bande Indianer von den Wildstämmen der Schirianá, Auaké und Kaliána, die am oberen Uraricapará ein gemeinsames Tanzfest gefeiert hatten. Die meisten Horden der weitverbreiteten Schirianá streifen ohne feste Wohnsitze durch die dichten Wälder auf beiden Ufern des mittleren und oberen Uraricuéra und im Quellgebiet des Orinoco, wo sie mit den gefürchteten „Guaharíbos“ identisch sind. Bei den Nachbarstämmen stehen sie in großem Respekt. Das Katarakten-Gebiet des Uraricuéra benutzen sie öfters zu hinterlistigen Überfällen auf durchreisende Indianer. Es waren kräftige, wildblickende Kriegergestalten, denen man schon etwas zutrauen konnte. Von ihrer Schlagfertigkeit zeugten ihre riesigen Bogen und Pfeile mit breiten Bambusspitzen und nicht zuletzt die zahlreichen Narben, die sie an ihren Leibern trugen.

Der ganze mittlere und obere Uraricuéra hat keine Anwohner. Nur noch einmal trafen wir weit flußaufwärts eine Horde streifender Schirianá, die auf sehr niedriger Kulturstufe standen.

Abgesehen von den Schwierigkeiten mannigfacher Art, gewährte die Fahrt viel Abwechslung und große Naturschönheiten. Längere Strecken fuhren wir an schönbewaldeten Höhenzügen vorüber, die unmittelbar in den Fluß abfallen und ihn einengen. Dann wieder verbreitert sich das Flußbett enorm und bildet ein Meer von Felsen, denen die Flut die merkwürdigsten Formen gegeben hat. Riesige Felsplatten sind aufeinander geschichtet. Auf anderen lagern hohe Stöße mächtiger Baumstämme, die vom Hochwasser zugleich mit dem unterwaschenen Ufer losgerissen und fortgeschwemmt, beim Sinken des Wassers sitzen bleiben, um mit der nächsten Hochflut wieder ein Stück flußabwärts zu treiben.

Auf beiden Seiten empfängt der Uraricuéra unbedeutende Zuflüsse, von denen die zur Rechten sämtlich schwarzes Wasser führen. Nachdem wir den 63° westl. Länge passiert hatten, brachte uns eine große, scharfe Windung, die der Fluß hier über Norden macht, ziemlich nahe an dem langen Marutaní-Gebirge vorüber, das von Schomburgk ungenau „Maritani“, auf der brasilianischen Karte fälschlich „Urutany“ genannt

wird. Von Westen nach Osten ziehend, erhebt es sich nach meiner Schätzung an einzelnen Stellen bis 1000 m und gehört, seiner tafelförmigen Gestalt und der rötlichen Färbung seiner schroffen Felsabhänge nach zu urteilen, zu derselben Sandsteinformation wie der Roroíma. Ihm vorgelagert ist ein höchst grotesker Berg, der sich mit seiner dichten Bewaldung von dem bläulichen Höhenzug dunkel abhebt. Er bildet eine spitze Kuppe, auf deren Gipfel ein einzelner gewaltiger Felsen turmähnlich in die Höhe steigt. Die Indianer nennen ihn „*Koatá-tepö*“ („Coatá-Affen-Berg“).

Das Marútaní-Gebirge ist die Heimat der *Waíka*, eines sehr gefürchteten Stammes, die nur mit einigen Horden der Schirianá, ihrer nahen Verwandten, in zeitweiligem Verkehr, mit anderen in erbitterter Feindschaft leben. Sie finden sich auch im Quellgebiet des Orinoco und zeichnen sich durch sehr helle Hautfarbe aus. Aus Furcht vor diesen gefährlichen Räufern passieren die westlichen Indianer auf ihren Handelsreisen diese Flußstrecke mit der größten Vorsicht und bei Nacht.

Die Sandsteinketten setzen sich auf dem nördlichen Ufer ununterbrochen fort und gehen unmittelbar über in die Gebirge, die die Wasserscheide zum Quellgebiet des Caura bilden. Im Fluß fand ich nun mehrmals roten Sandstein anstehend, während sonst das Gestein des Uraricuéra vorwiegend Granit und Gneis ist.

Eine merkwürdige Erscheinung möchte ich hier noch erwähnen, die ich mir nicht recht erklären kann. Mehrmals hörte ich bei vollkommen klarem Wetter von diesen hohen Gebirgsketten her ein dumpfes donnerähnliches Grollen. „Der Berg murr, weil Fremde kommen“, sagen die Indianer. Vielleicht hängen diese Geräusche mit der ungleichen und ungleich raschen Erwärmung der einzelnen Teile des Gebirges zusammen.

Auch sah ich zweimal während der Fahrt auf dem Uraricuéra, wie ein großes Meteor im Osten und im Zenit am nächtlichen Himmel auftauchte, sich rasch zu einer stark leuchtenden Kugel verdickte und, einen langen, glänzenden Schweif hinter sich lassend, quer über den Himmel seine Bahn zog, bis es im Westen unter dumpfem Knall mit lange anhaltendem, grollendem Donner, wie bei einem Gewitter, verschwand. In der dunklen, sternklaren Nacht berührte das Phänomen unheimlich. Die Indianer sprechen nicht, solange die Erscheinung dauert. Sie wehen mit der Hand hinter dem Meteor her, wie sie es machen, wenn sie etwas Übles von sich abwenden, z. B. beim Regenzauber, wenn sie die Wolken verjagen wollen. Sie geben der Erscheinung einen Platz in ihrem Dämonenglauben. Es ist der große Arara *Watoíma*, der in die Wohnung seines Herrn, des bösen Dämons *Amaliuág*, zurückfliegt.

Die Regenzeit nahte heran, in der ein Reisen in diesen Gegenden, zumal mit großem Gepäck, unmöglich ist. Der Fluß war ohne Anwohner.

Um nicht in eine verzweifelte Lage zu geraten, mußten wir möglichst rasch ein Gebiet mit ansässigen Indianern zu erreichen suchen. Wir lenkten deshalb am 25. Januar 1912 in den linken Nebenfluß Aracasá ein, um auf diesem Wege nordwestwärts in das Land der Yekuaná zu gelangen, eines Stammes des Orinoco-Gebietes, dem mein Führer angehörte.

Der Hauptstrom macht hier eine scharfe Windung und kommt, von höheren Gebirgszügen auf dem linken Ufer begleitet, aus Südsüdwesten. Nach der Aussage der Indianer behält er diese Richtung bis zu seinem Ursprung bei, bildet zwei Tagereisen oberhalb der Mündung des Aracasá einen hohen Katarakt und nimmt einen weiteren Tag aufwärts von links den breiten Nebenfluß Auarý auf, der als der nördliche Quellfluß des Uraricuéra gelten kann. Der südliche Quellfluß, der eigentliche Paríma, komme in ununterbrochenen Kaskaden von der gleichnamigen langen Kette aus einem großen See, aus dem auch der Orinoco entspringen soll.

Der Aracasá, dessen Wasser gelblich-grün wie das des Hauptstromes, aber klarer, ist, hat an seiner Mündung eine Breite von etwa 30 m. Er war fast ausgetrocknet, so daß wir die Boote längere Strecken über Kies und Geröll schieben mußten. Bald wurde das Flußbett, von zwei Höhenzügen eingeengt, zur felsigen Schlucht, und schon nach drei Tagen mühevoller Arbeit setzte ein Wall von übereinander getürmten Felsblöcken, auf denen gewaltige Baumstämme lagerten, unserer Fahrt ein vorzeitiges Ziel, und wir sahen uns gezwungen, die Boote zu verlassen, da an ein Weiterkommen mit dem schweren Gepäck und den plumpen Fahrzeugen gar nicht zu denken war. Schon am folgenden Tag schickte ich Schmidt mit drei Indianern in unserem kleinsten Boot ohne Ladung voraus, damit er jenseits der Wasserscheide von den Yekuaná- und Guinaú-Indianern leichte Kanús und frische Mannschaft hole. Ich selbst blieb mit den übrigen Indianern und dem gesamten Gepäck unter einer elenden Baracke zurück, die wir uns im Walde errichteten. Der Monat bis zur Rückkehr meiner Abgesandten verlief nicht unnütz. Ich konnte hier den größten Teil meiner Mythen und Legenden — etwa 60, darunter zahlreiche im Urtext mit genauer Interlinear-Übersetzung — sammeln, eingehende Sprachstudien machen, und erhielt bei dem engen Zusammensein mit meinen Leuten wertvolles Material über ihre Anschauungen und die daraus resultierenden Sitten und Gebräuche.

Am 26. Februar kam Schmidt mit 18 Indianern. Unsere bisherigen Leute wurden zum Teil ausgelohnt und traten den langen und gefährlichen Heimweg an. Wir anderen setzten die Reise nach Nordwesten fort. Unter großen Schwierigkeiten überschritten wir die Wasserscheide zum Quellgebiet des Caura, die sich etwa 800 m über dem Meeresspiegel erhebt. Es ist der Weg, den die Yekuaná- oder Mayonggóng-Indianer ein-

schlagen, um fast alljährlich mit den Stämmen des unteren Uraricuéra und bis zum Roroíma Handel zu treiben. Die Bäche, die sonst diesen Weg vermitteln, der *Caimacūni* auf der Südseite und der *Aiakēni* auf der Nordseite, waren infolge des abnorm trockenen Sommers fast ganz ausgetrocknet. Tagelang mußten wir in den steinigen Betten aufwärts und abwärts klettern, die Kanús mühsam über die Felsen schleifen oder über niedergestürzte Baumstämme schieben, die die Passage versperrten.

Am 9. März 1912 fuhren wir endlich in den *Merevarí* ein, der hier eine Breite von 150—200 m hat. Der *Merevarí* ist der Hauptquellfluß des *Caura*, eines großen rechten Nebenflusses des unteren *Orinoco*, und nimmt diesen Namen, der den Indianern des Oberlaufes unbekannt ist, nach seiner Vereinigung mit dem von links kommenden *Erebato* an. Er hat durchweg eine reißende Strömung. Niedrige Gebirgszüge begleiten streckenweise auf beiden Ufern seinen Lauf und verengern das Flußbett. Oberhalb der Mündung des *Aiakēni* bildet er eine Reihe Katarakte, die selbst die Indianer lieber über Land umgehen. Auch unterhalb fehlen die Stromschnellen und Katarakte nicht, darunter der Fall von *Kurhútu*, wo der Fluß mit einem 6—8 m hohen, senkrechten Absturz zwischen zackigen Felsvorsprüngen wie in einem Trichter verschwindet. Auf beiden Seiten empfängt der *Merevarí* Zuflüsse, die zwischen 50 und 70 m breit sind. Die zur Rechten stehen durch kurze Überlandwege teils mit dem *Uraricuéra*, teils mit dem *Parauá* in Verbindung, was einen lebhaften Verkehr zwischen den Stämmen des *Merevarí* und *Caróni* zur Folge hat.

Das stellenweise breite Tal des *Merevarí* gewährt herrliche Ausblicke. Die Ufer sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Besondere Aufmerksamkeit widmeten wir den hohen *Acajú*-Bäumen (*Anacardium*), die gerade damals in Frucht standen. Die länglichen, dunkelroten oder gelben, glänzenden Früchte, deren grünlich-schwarzer Kern außen sitzt, sind sehr saftig und stark taninhaltig. Mit ihrem säuerlich-süßen Geschmack erinnern sie etwas an Gartenerdbeeren, sind zugleich nahrhaft und bereiten eine angenehme Erfrischung.

Seit wir in das Tal des *Merevarí* eingetreten waren, lag über der ganzen Gegend ein dichter blauer Dunst wie Rauch. Die Luft war drückend und erschwerte das Atmen. Die Augen schmerzten. Als blutroter Ball ging die Sonne auf und verschwand dann für den Tag auf Nimmerwiedersehen. Es lag eine beängstigende Stimmung über der ganzen Natur. Man hatte das Gefühl, als habe ein furchtbares Naturereignis stattgefunden, oder als bereite sich ein solches vor. Die „ältesten Leute“, die es auch unter den Indianern gibt, hatten so etwas noch nicht erlebt, ebenso wie den langen, außergewöhnlich trockenen Sommer. Die Indianer fragten ängst-

lich, ob „Feuer“ käme. Den Rauch hätten die „Spanier“, wie sie noch heute die Venezolaner nennen, von Norden geschickt. An astronomische Beobachtungen war in diesen Tagen nicht zu denken. Die Erscheinung rührte von großen Waldbränden her, die die Gebirgskämme im Westen verwüsteten, wie wir später zu unserem Schaden erfahren sollten.

Wir fuhren den Merevarí abwärts und lenkten in seinen linken Zufluß Canaracūni ein, der, im Gegensatz zu dem gelblichen Wasser des Hauptstromes, tiefschwarzes Wasser hat. Er bildet ebenfalls zahlreiche Stromschnellen und Katarakte, und fließt am Südabhänge des langgestreckten Sharisharináma-Gebirges entlang, das eine Höhe von mindestens 1000 m hat und aus rotem Sandstein besteht. Von einer kleinen Savanne, die sich dort mitten im dichtesten Urwald findet, holen die Indianer von weither Stücke gelben Jaspis, die sie zu gewissen häuslichen Arbeiten verwenden.

Wir verfolgten nun den Canaracūni aufwärts bis zu einer Indianeransiedlung, die nur aus einer unglaublich schmutzigen Hütte bestand und von 20 Yekuaná und Guinaú nebst 25 Hunden bewohnt war, der Heimat meiner Ruderer. Mit mancherlei Studien beschäftigt, hielt ich mich hier 7 Wochen auf. Trotz seiner hohen, freien Lage war der Platz sehr ungesund. Wolken von Moskiten raubten die Nachtruhe, die Ernährung war unzureichend, und wir erkrankten alle an Malaria, die, wie mir die Indianer versicherten, in diesem Gebiet erst seit wenigen Jahrzehnten so heftig auftritt und unter den Eingeborenen schwere Opfer fordert, so daß der einst volkreiche Stamm der Guinaú heute am Aussterben ist und kaum noch einige Dutzend Individuen zählt. Dazu kam Renitenz der Indianer, die uns nicht weiter begleiten wollten.

Am 5. Mai konnten wir endlich unsere Reise nach Südwesten fortsetzen, um zunächst die Heimat meines Führers im Quellgebiet des Ventuarí aufzusuchen. Verwandte von ihm kamen uns, durch Boten benachrichtigt, entgegen, und wir durchkreuzten bei heftigem Regen, unter schweren Malaria-Anfällen leidend, die große Biegung, die der obere Merevarí macht.

Der Merevarí entspringt weit im Norden, in der Nähe der Quellen des Erebáto und des Ventuarí, auf dem Tafelberge Pauá, der wohl 1500 m hoch ist und seiner Gestalt nach der Sandsteinformation angehört. In seinem Oberlaufe fließt er eine längere Strecke nach Süden, wird aber durch die lange mittelhohe Gebirgskette gleichen Namens in östliche Richtung abgelenkt, bildet zahlreiche Katarakte und nimmt dann, veranlaßt durch die Gebirge der Wasserscheide zum Uraricuéra und Parauá, einen nordnordwestlichen Lauf, den er im wesentlichen, auch als Caura, bis zu seiner Mündung in den Orinoco beibehält.

Wir fuhren nun den stark angeschwellenen und reißend strömenden

Merevarí ein Stück aufwärts und verfolgten dann seinen rechten Zufluß E m e c u n í. Die Route Schomburgks endgültig verlassend, schlugen wir darauf einen neuen Weg über den Y a n i a c á ein, ein schmales Gebirgsflüßchen, das zur Rechten in den Emecuní mündet. Der Übergang zum Quellgebiet des V e n t u a r í gestaltete sich äußerst schwierig und strapaziös, zumal die Regenzeit mit aller Macht eingesetzt hatte und die an sich schon schlechten Wege fast unpassierbar machte. Der schmale Pfad durchschneidet die Wasserscheide in dem Winkel, den der Pacaraíma-Rücken mit der von hier aus südöstlich verlaufenden Paríma-Kette bildet. Er führt durch ein etwa 1000 m hohes, wildes, von unzugänglichen Tälern und Schluchten zerrissenes, mit dichtem Wald und undurchdringlichem Gestrüpp bewachsenes Gebirgsland, durch Moräste, auf schwankenden Baumstämmen über tief eingeschnittene Gießbäche, vorbei an überhängenden Felswänden, unter umgestürzten, vermoderten Baumriesen hin, durch eine Gegend trostloser Öde. Der Transport des schweren Gepäcks stellte die größten Anforderungen an unsere Kräfte. Wir litten unter der unzulänglichen Nahrung, verschimmelten Maniokfladen in Wasser aufgelöst. Alle waren krank an Katarrh, Fieber und Dysenterie. Ein junger Guinaú erlag den Strapazen.

Wir kamen auf dieser Tour dicht am Berge M a s c h i á d i oder Maschiári vorüber, der auf den Karten als nordwestlichster Grenzpunkt figuriert, dessen Lage aber nie bestimmt wurde. Er bildet mit etwa 1500 m die höchste Erhebung und zugleich das nordwestliche Ende einer Kette, die sich von da nach Südosten erstreckt. Mehrere Kilometer südlich von unserem Weg, also nicht auf dem Maschiádi, wie die Schomburgksche Karte angibt, sondern auf einem anderen Gebirgszug, der diesem mehr oder weniger parallel läuft, entspringt der A u a r ý, der nördliche Quellfluß des Uraricuéra. Vom Maschiádi aber stürzt der F e w é t e, ein südlicher Quellfluß des Ventuari, in einem donnernden Fall mehrere hundert Meter herab. Da nun nach den beiderseitigen Grenzbestimmungen alles Wasser, was dem Orinoco zufließt, zu Venezuela, und alles, was dem Uraricuéra, also dem Amazonas, zufließt, zu Brasilien gehört, so liegt der Maschiádi ganz auf venezolanischem Gebiet, und die Grenze muß etwas weiter nach Süden verschoben werden.

Den Winter Guayanas, die in diesen Einöden doppelt furchtbare Regenzeit, die mit ihrer Monotonie den zur Untätigkeit Gezwungenen zur Melancholie treiben kann, verbrachten wir am Fewéte bei den I h u r u á n a, einer wilden Unterabteilung des unter dem Namen „M a ñ u i r i t á r e s“ bekannten Stammes des oberen Orinoco und den Yekuaná-Mayonggóng¹⁾

¹⁾ Dieser Karaibenstamm des Merevarí, der sich selbst *Yekuaná* nennt, wird von den östlichen Karaibenstämmen (Makuschí, Tanlipáng, Arekuná u. a.) *Mayonggóng* genannt.

des Merevarí eng verwandt. Viele von ihnen zeichnen sich durch auffallend helle, fast weiße Hautfarbe aus. Es ist ein kulturarmes Volk, dabei aber von einem Hochmut und einer Indolenz, wie ich es bisher bei keinem Indianerstamme getroffen habe. Alle ihre Sitten sind roh, was sich schon in ihren Gesichtszügen auszudrücken scheint, aus denen die kleinen Augen unter dicken Stirnwülsten tückisch blicken. Ihr Charakter ist in jeder Beziehung unsympathisch, treulos, verräterisch. Sie waren auch die Ursache, daß ich mich hier, fern von aller Verbindung mit der zivilisierten Welt, weit länger aufhalten mußte, als ich beabsichtigte. Denn ohne Indianer findet sich kein Europäer in diesen Einöden zurecht.

Ende September 1912 kam dort Antonio Y a r a c ú n e, der Oberhäuptling des Ventuarí, an, ein sog. „zivilisierter“ Indianer, und, wie ich leider zu spät erfuhr, vollkommen verdorbenes Subjekt, wie viele seiner Rasse, die jahrelang unter den Weißen gelebt haben. Er versprach mir, mit seinen Söhnen, die dafür von mir eine gute Bezahlung erhielten, mein Hauptgepäck Ventuarí abwärts und Orinoco aufwärts bis zum Casiquiáre zu bringen. Ich sah mich zu dieser Maßregel gezwungen, da ich mit diesem großen Gepäck, 6 schweren Koffern und 4 Ballen, unmöglich die beabsichtigte Weiterreise zu den Quellen des Uraricuéra hätte machen können.

Mit erleichtertem, immerhin noch recht schwerem Gepäck wandten wir uns am 3. Oktober zum Yaniacá zurück und versuchten am 28. desselben Monats einen Vorstoß nach Südsüdwesten, um über den Auarý das Quellgebiet des Uraricuéra und die Serra Paríma zu erreichen. Es sollte uns nicht gelingen! Nur gezwungen und widerwillig waren mir die Indianer gefolgt. Einige liefen während des Marsches davon. Der Weg führte über mehrere Höhenzüge, darunter ein mehr als 1500 m hohes Granitgebirge mit schroffen Abhängen, das die Indianer I h á n i¹⁾ nannten. Während des außergewöhnlich scharfen und langen Sommers waren die Wälder auf den Kämmen der Gebirgszüge, die sich zwischen Merevarí und Auarý erstrecken, vertrocknet. Indianer vom oberen Orinoco, die, vom Caróni kommend, in ihre Heimat zurückkehrten, hatten auf ihrem ganzen Weg Feuer gelegt und dadurch eine große Feuersbrunst verursacht, deren Rauch nicht nur im Gebiet des Merevarí, wie ich selbst beobachtete, sondern auch, wie ich später erfuhr, am ganzen oberen Orinoco viele Tage lang Dämmerungserscheinungen, wie bei einer vulkanischen Eruption, hervorrief. Die Winterstürme hatten dann die halbverbrannten Bäume über den Haufen geweht und dadurch weithin den Weg versperrt. Zwei Tage lang kletterten wir unter ungeheuren Mühseligkeiten über Berge von Baumleichen, die oft haushoch übereinander lagen. Kaum hatten wir einen

1) *Iháni-hede* in der Sprache der Mayonggóng.

Höhenzug überschritten, als sich auch wieder ein neuer vor uns erhob. Hier und da glitt ein Träger aus und rollte mit der schweren Last den Abhang hinunter. Wir lebten nur von Maniokfladen und Wasser, da alles Wild infolge der Feuersbrunst weithin geflüchtet war. Nicht ein kleiner Vogel war zu sehen oder zu hören. Es herrschte eine unheimliche, auch für die Indianer beängstigende Stille. Wir verloren schließlich den Weg und fanden ihn auch nach langem Suchen nicht wieder. Meine Indianer erklärten mir, sie würden uns inmitten dieser furchtbaren Einöde im Stich lassen, wenn ich nicht mit ihnen zum Yaniacá zurückkehrte. Das Gepäck, die Instrumente hatten sie hier und dort im Walde zu Boden geworfen. So sah ich mich gezwungen, der Übermacht zu weichen und angesichts des breiten Tales des Auarý und der langgestreckten Paríma-Kette umzukehren.

Hätte ich auf meinem Willen beharrt, vielleicht hätte ich mich mit meinem Begleiter mit Hilfe des Kompaß durchgeschlagen bis zum Auarý, — vielleicht! — wenn wir nicht unterwegs Hungers gestorben wären. Aber was war dann gewonnen? Wir kannten ja die Lage der einzigen Indianer-niederlassung im Quellgebiet dieses Flusses nicht. Und wären wir auch schließlich dort angekommen, was war dann erreicht, ohne Instrumente, von allen Mitteln entblöbt, in halbnacktem Zustande? Wenn wir auch wirklich mit Instrumenten und Tauschwaren bis zu der Niederlassung der M ā k u - Indianer, drei Tagereisen Auarý abwärts, gekommen wären, so hätten wir dort noch lange keine Mannschaft für die Weiterreise bekommen, denn die wilden Schirianá-„Guaharíbos“, die allein diese Quellgebiete durchziehen, stehen allen übrigen Stämmen feindlich gegenüber, und diese haben vor ihnen eine gewaltige Angst. Dazu kommen noch die ungeheuren Schwierigkeiten der Verpflegung in diesem menschenleeren und wildarmen Gebirgslande, die Unwegsamkeit des Terrains, die Länge der Landreise, da der Uraricuéra voraussichtlich sehr bald unschiffbar wird. —

Ich kehrte also zum Yaniacá zurück und beschloß, um der Reise einen guten Abschluß zu geben, den Orinoco auf einem neuen Weg über den noch unbestimmten Lauf des Rio Ventuarí zu erreichen, eine Route, auf deren Wichtigkeit ich unter anderen durch die ausgezeichnete Schrift des venezolanischen Ingenieurs und Forschungsreisenden Alfredo Jahn: „Beiträge zur Hydrographie des Orinoco und Rio Negro“ in der „Zeitschrift“ unserer Gesellschaft (1909, S. 98 ff.) hingewiesen wurde. Dies gab mir auch die Gelegenheit, ein weit größeres Gebiet wissenschaftlich zu erschließen.

Die Renitenz der Indianer artete schließlich in offene Feindschaft aus. Wie ich erfuhr, hatte ein Individuum dieses Stammes, ein Zauber-

arzt, den ich über ein Jahr in meinen Diensten gehabt hatte, und der mich schließlich treulos verließ, seinen Stammesgenossen, meinen Trägern, den Rat gegeben, mich im Schlaf totzuschlagen oder mich von den hohen, schroffen Felsabhängen des Iháni-Gebirges hinterrücks hinabzustürzen, wenn ich die Gegend durch das Glas betrachtete. Da ich sie zwingen wollte, mich durch das Land ihrer Todfeinde, der Schirianá, zum Orinoco zu begleiten, was, wie sie mir oft erklärten, unmöglich wäre, so wollten sie sich auf diese echt indianische Weise meiner entledigen. Zum Glück waren sie schließlich zu feige dazu. Auch merkte ich ihre Absicht und war auf meiner Hut.

Nur mit Aufbietung aller Energie gelang es mir, die indolenten Wilden zu bestimmen, uns zum Quellgebiet des Ventuarí zurückzubringen. Von da ging es, immer mit der Renitenz der Indianer kämpfend, langsam weiter, bald zu Wasser, bald zu Land, von einer Niederlassung der „Maquiritáres“ zur anderen, Ventuarí abwärts. An der Mündung des *Yatéte*, eines größeren linken Zuflusses, fand ich mein Hauptgepäck, das ich längst am Casiquiáre wähnte, unter einer elenden Baracke, von Termiten stark beschädigt und durch den Häuptling Antonio Yarácúne vollständig ausgeraubt, vor. Der „Oberhäuptling des Ventuarí“ hatte die Koffer erbrochen und mich um meine sämtlichen Tauschwaren und andere Gebrauchsgegenstände erleichtert. Außer einem Dutzend Platten und zahlreichen der schönsten Ethnographica fehlte von meinem wissenschaftlichen Material nichts. Hier wurden mir auch die Briefe wieder ausgehändigt, die in der Heimat von meinem Verbleiben Nachricht geben sollten.

Über den Lauf des Ventuarí möchte ich noch kurz folgendes sagen: Der *Fewéte*, der als sein südlicher Quellfluß gelten kann, führt schwarzes Wasser. Er fließt nordwestlich und vereinigt sich bald, etwa 80 km von seiner Quelle, mit dem von Osten kommenden *Parauá*, der nach Aussage der Indianer der eigentliche Ventuarí ist. Der Parauá ist an dem Zusammenfluß 30—35 m breit, nicht breiter, aber tiefer als der Fewéte, und hat weißes Wasser. Er entspringt 3 Tagereisen aufwärts in der Nähe des Berges *Paúá*, also nicht weit von der Quelle des Merevarí. — Der Lauf des Ventuarí beschreibt einen gewaltigen Bogen. Zunächst geht er eine lange Strecke nach Westen und Nordwesten, wendet sich dann scharf nach Süden und nimmt endlich in seinem Unterlauf eine südwestliche Richtung an, in der er sich in einem großen *Delta* in den Orinoco ergießt. Im zweiten Drittel seines Oberlaufes nähert er sich hohen Gebirgszügen, die von Nordwesten nach Südosten verlaufen und die Wasserscheide mit dem Caura bilden. Eine in ihren höchsten Erhebungen etwa 1500 m hohe Kette nennen die Indianer *Uaschádi-hede* („Tapir-Gebirge“). Sie ist wohl identisch mit dem „Maigualída-Gebirge“ der Karten, auf dem der

Erebáto entspringt. Der Ventuarí fließt hier durch Savannen, die sich fast ununterbrochen bis zum Caura und unteren Orinoco fortsetzen. Auch in seinem unteren Lauf treten die Savannen streckenweise dicht an das rechte Ufer heran. Zahlreiche Gebirgszüge und vereinzelte Kuppen, die bis 600 m ansteigen, begleiten den Fluß auf beiden Seiten und geben ihm seinen gewundenen Lauf. Sie bilden eine Reihe von Stromschnellen und Katarakten, die zum Teil auf weiten Wegen über Land umgangen werden müssen. Der bedeutendste und zugleich wegen seiner Wassermasse einer der gewaltigsten Katarakte Guayanas ist der Fall von E k é n k w a , der in einzelnen Abstürzen eine Höhendifferenz von 50 m ausgleicht. Die Ufer des Ventuarí sind sehr einförmig, aber reich an Wild. Der Fluß ist reich an Fischen. Eigentliche Nahrungssorgen können daher nicht aufkommen, doch fehlen auch hier die Vegetabilien, da der Hauptfluß keine Anwohner hat und Indianeransiedlungen erst weit in den Nebenflüssen anzutreffen sind.

Fürchterlich ist, besonders am Unterlauf des Ventuarí, die Stechmückenplage. Kleine Tagesstechmücken, Simulium-Arten, von den Venezolanern M o s q u i t o s , von den Brasilianern P i u n s genannt, fallen in wahren Wolken über den Menschen her, bedecken im Nu die nackten Körperstellen und dringen in Nase, Mund, Augen und Ohren ein, so daß man an manchen Plätzen gar nicht essen kann. Ihr Stich ist sehr schmerzhaft. Die gestochene Stelle schwillt sofort an und sondert unter der Haut eine helle Flüssigkeit ab, die, wenn man sie nicht sofort ausdrückt, sich mit Blut mischt und beim Vertrocknen einen kleinen schwarzen Fleck bildet, der tagelang bleibt. Zeitweise waren wir ganz marmoriert davon. Am meisten haben natürlich die armen nackten Indianer darunter zu leiden, deren Körper beständig mit dicken Pusteln bedeckt ist. Am Ventuarí gibt es mehrere Arten dieser Tagesstechmücken. Eine rötliche ist besonders gefährlich, da ihr Stich breite und tiefe Geschwüre hervorruft, die lange Zeit anhalten und große dunkle Flecke hinterlassen. Mit Sonnenuntergang verschwinden diese schlimmen Plagegeister, aber nur, um auf den Savannen den großen Schnaken, unseren Moskiten, Platz zu machen, deren langer Stachel durch alle Kleider dringt, so daß besonders in mondklaren Nächten ohne Mosquitonetz an Schlaf nicht zu denken ist.

Der Ventuarí empfängt auf beiden Seiten eine Reihe ansehnlicher Nebenflüsse, die eine Breite von 40—60 m haben und teils schwarzes, d. h. dunkelbraun-klares, teils milchig-weißes Wasser führen, von links den W ö s é t o , den J a t é t e , den R i o H a c h a , von den Indianern W ö w ö k ú d u , „Axtfluß“ genannt, weil sie dort in früherer Zeit das Material zu ihren Steinbeilen holten und an Ort und Stelle gleich bearbeiteten, wie

noch zahlreiche Schleifrillen auf den Granitfelsen bezeugen, ferner den Parú, der infolge der scharfen Biegung des Ventuari in seinem Oberlauf dem Rio Hacha sehr nahe kommt, endlich den Marúeto und den Iuréua („Iurebe“ der Karten); von rechts den Aschíta, den Wanapiári (Manapiári der Karten), den Camáni und den Mariéte. Den Jatéte, Rio Hacha und Iuréua befuhr ich eine Tagereise aufwärts. Infolge dieser starken Wasserzufuhr entwickelt sich der Ventuari bald zu einem mächtigen Fluß, der oberhalb seines Deltas eine Breite von mindestens 600 m hat.

Der Jatéte kommt in seinem Quellgebiet den beiden großen rechten Nebenflüssen des oberen Orinoco, Padámo und Cunucunúma, sehr nahe¹⁾. Dies hat einen ununterbrochenen Verkehr der anwohnenden Indianer zur Folge, die ja demselben Stamme, Makiritáre, angehören.

Der Wanapiári entspringt nahe den Quellen des Cuchivéro, eines rechten Nebenflusses des unteren Orinoco.

Das Gestein des Ventuari ist vorwiegend Granit und Gneis.

Während der Fahrt erblickt man immer wieder in NNW einen ca. 2000 m hohen, wohl der Sandsteinformation angehörenden Tafelberg, den die Indianer *Anaitcha* nennen. Er ist mit dem Cerro Sipápo der Venezolaner identisch, auf dem der gleichnamige Nebenfluß des Orinoco entspringt, und der das alles überragende Wahrzeichen des mittleren und unteren Orinoco bildet.

Am Iuréua trafen wir nach 13 Monaten wieder den ersten Weißen, einen Venezolaner, der an diesem mit milchig-weißem Wasser durch sumpfige Niederungen strömenden Fließchen mit Indianern Kautschuk ausbeutete.

Am 1. Januar 1913 fuhren wir in den Orinoco ein und erreichten damit den Anschluß an das Bekannte. Am folgenden Tag kamen wir nach dem kleinen Ort San Fernando de Atabapo, der an der Mündung des Atabapo in den Guaviare gelegenen Hauptstadt des venezolanischen Territorio Amazonas. Zwecks linguistischer Studien blieb ich hier zwei Wochen. Dann fuhren wir im Kanú den Orinoco aufwärts und gelangten durch den Casiquiáre, die bekannte Bifurkation, in den Rio Negro. Trotz unseres verwilderten Aussehens wurden wir überall von den Venezolanern und den Brasilianern mit der größten Liebesswürdig-

¹⁾ Nach den Angaben der Indianer geht vom Quellgebiet des Jatéte ein Landweg von vier Tagen (drei Tage über Savanen) bis zum Quellgebiet des Padámo. Jeden Tag treffe man eine Indianerniederlassung. Man passiere auf diesem Weg den Hauptquellfluß des Cunucunúma, der sich also offenbar in einem Bogen zwischen Padámo und Jatéte schiebt.

keit aufgenommen und in uneigennützigster Weise unterstützt, wofür ich auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte.

Am 15. März d. J. kamen wir wieder in Manáos an, dem Ausgangspunkte dieser fast zweijährigen Reise.

Gestatten Sie mir nun noch einige Worte über das Problem der Orinoco-Quellen. Die Quellen des Uraricuéra-Paríma und des Orinoco zu erreichen, ist nur einer mit großen Mitteln ausgestatteten, rein geographischen Expedition möglich. Eine solche Expedition muß sich sehr reichlich mit Lebensmitteln versehen — viele Tauschwaren braucht sie nicht mitzunehmen — und den Uraricuéra möglichst rasch aufwärts fahren bis zur Niederlassung der Māku-Indianer am mittleren Auarý, von wo sie wieder reichlich Lebensmittel mitnehmen muß für die Weiterreise in das Quellgebiet des Uraricuéra-Paríma und über das Gebirge weg bis zu den ersten Ansiedlungen am Orinoco. Vor allem aber muß sie von vorn herein eine feste, absolut zuverlässige Mannschaft mitbringen, denn auf die Indianer ist gar kein Verlaß. Und selbst einer solchen Expedition würden sich in diesem wilden, unwegsamen, menschenleeren Gebiet unendliche, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.

Am meisten Aussicht auf Erfolg hätte es, wenn die Sache gleichzeitig von zwei Seiten in Angriff genommen würde, d. h. wenn Brasilien und Venezuela gleichzeitig je eine große Expedition ausschickten, die sich gegenseitig in die Hand arbeiteten, um diese beiden großen Quellgebiete und damit die Grenze endgültig festzulegen. Die venezolanische Expedition müßte natürlich am Alto Orinoco, oberhalb der Mündung des Padámo, seines rechten Nebenflusses, wo die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen, in bestimmten Zwischenräumen Depots von Lebensmitteln anlegen, die von Zeit zu Zeit ergänzt werden müßten. Die brasilianische Expedition müßte ihrerseits durch den Auarý und über Land Padámo abwärts mit der venezolanischen in Verbindung treten, so daß der Vormarsch zur Paríma-Kette von beiden Seiten gleichzeitig unternommen werden könnte. Beide Teile träfen sich auf dem Paríma-Gebirge, wo sie gemeinsam operierten, um dann gemeinsam über den oberen Orinoco heimzukehren.

Daß sich aber aus einer Erforschung dieser Gegenden in absehbarer Zeit wirtschaftliche Vorteile ergeben könnten, möchte ich schon wegen der ungeheuren Transportschwierigkeiten bezweifeln.

Ich schließe meine Ausführungen, indem ich der Gesellschaft für Erdkunde für die finanzielle Unterstützung zur Beschaffung der Instrumente meinen besten Dank ausspreche.







AVISO

A disponibilização (gratuita) deste acervo, tem por objetivo preservar a memória e difundir a cultura do Estado do Amazonas. O uso destes documentos é apenas para uso privado (pessoal), sendo vetada a sua venda, reprodução ou cópia não autorizada. (Lei de Direitos Autorais - [Lei nº 9.610/98](#)). Lembramos, que este material pertence aos acervos das bibliotecas que compõem a rede de bibliotecas públicas do Estado do Amazonas.

EMAIL: ACERVODIGITALSEC@GMAIL.COM



Secretaria de
Estado de Cultura



CENTRO CULTURAL DOS
POVOS DA AMAZÔNIA